

PSYCHO-NEWS-LETTER NR. 11

EIN KLEINER ZEITSCHRIFTENÜBERBLICK

Michael B. Buchholz
Mitte August 2003
im Auftrag der DGPT

EMPIRIE – VIELERLEI SPIELARTEN DAVON

Nachdem ich in den vergangenen Psycho-News-Letters meist empirische Arbeiten referiert habe, soll heute einmal ein Versuch dargestellt werden, der Psychotherapie auf eine neue und originelle Weise untersucht. Ich werde also ein ganzes Buch besprechen deshalb, weil hier unter dem Stichwort „Empirie“ etwas ganz anderes verstanden wird als das, was sich gemeinhin in der Literatur der sog. Empirischen Psychotherapieforschung findet. Ich habe ja mehrfach schon deutlich gemacht, dass es auch Erstaunen auslösen kann, dass eine Forschungsmethodik, die vielfach das, was sie erforschen will, selektieren, also ganze Teile von Gesprächen wegschneiden muß, wenn sie sie denn evaluieren können will, durchaus den Titel „empirisch“ nur mit fragwürdigem Recht beansprucht. Hier also nun ein anderer Versuch, Gruppenprozesse zu evaluieren. Dieser Versuch rechnet sich selbst den sog. Qualitativen Methoden zu.

Das hier besprochene Buch zur
Gruppentherapie:
Klaus Antons, Andreas Amann, Gisela
Clausen, Oliver König, Karl Schattenhofer
(2001): Gruppenprozesse verstehen.
Gruppendynamische Forschung und Praxis.
Leske + Budrich (Opladen)

Das bedarf einer knappen Erläuterung.

Zwar gibt es ganze Handbücher über qualitative Methoden, was immer ein Zeichen für die Fortgeschrittenheit eines Forschungsbereiches ist. Die meisten verstehen unter „qualitativ“ irgendetwas, das mit „Verstehen“ zu haben habe, während die eigentliche Wissenschaft mit „Erklären“ beschäftigt ist. Das ist nicht falsch, aber verheerend unvollkommen, wenn man die Dinge nur so sieht. Hinzu kommt nämlich, dass die meisten qualitativen Forscher davon überzeugt sind, dass es in der Psychotherapie weniger um messbare Dinge geht, sondern um solche, die etwas mit Sinn und Bedeutung zu tun haben.

Dazu kann man sich folgendes klar machen. Nehmen wir als Beispiel den Satz eines Mannes zu einer Frau, der sagt: „Ich liebe Dich“. Die Bedeutung eines solchen Satzes scheint für die meisten eindeutig. Doch das eine schöne Illusion ist, wird schlagartig deutlich, wenn man sich verschiedene Antworten vorstellt. Die übliche ist: „Ja, ich Dich auch“ (oder eine Variante davon). Aber denkbar sind auch Antworten wie: „Das sagst Du nur, weil ich schwanger bin“ oder „Ja, weil ich so viel Geld erbe“ oder „Ja, damit ich mich nicht so allein fühle“. Der Satz des Mannes kann hinsichtlich seiner physikalischen Eigenschaften – Lautstärke, Stimmhöhe, Rhythmus usw. – in allen Beispielen genau gleich gesprochen sein. Das wäre die physikalische Wirklichkeit. Aber welche Bedeutung er hat, hängt gar nicht davon ab. Die Bedeutung entsteht hier im Ohr der Hörerin und ihrer Antwort, nicht im Mund des Sprechers. Sinn und Bedeutung, so will ich mit diesem einfachen Beispiel erläutern, sind für qualitative Forscher sehr wohl Phänomene einer enorm vorhandenen Wirklichkeit, nicht aber Phänomene, die sich mit physikanalogen Methoden untersuchen liessen. Sinn und Bedeutung – das gibt es wirklich, aber man kann es nicht anfassen, nicht sehen, nicht messen. Und dennoch geht es offenbar genau darum in der Psychotherapie. Sinn und Bedeutung lassen sich auch nicht in einem naturwissenschaftlichen Sinne erklären,

denn auch wenn wir genau wüssten, welche Nervenfasern des Mannes bei der Äußerung und welche Nervenfasern der Frau beim Hören dieses Satzes erregt sind – wir wüssten dann nur, dass Nervenfasern erregt sind, nicht aber, welchen Sinn der Satz hat, denn dieser Sinn entsteht in diesem Beispiel erst in der Interaktion, d.h. durch die Antwort der Frau. Eine noch so genaue Untersuchung des männlichen Gehirns brächte hier keine Antwort zustande.

MIND OR BODY – ODER MUT ZUR SUBJEKTIVITÄT

Man kann hier sehen, es gibt wissenschaftlich hochrangige Autoren, die mit guten Argumenten bestreiten, dass alles „erklärt“ werden kann, die also annehmen, dass es eine zweite Welt neben der Physik gibt.

Dazu gehört **Marcia Cavell**, Frau des berühmten Philosophen **Donald Davidson**. Sie ist in Deutschland durch ein großartiges Buch bekannt geworden, ist selbst Philosophin und zugleich (!) praktizierende Psychoanalytikerin in San Francisco und begründet ihren „explanatory dualism“ im Juni-Heft 2003 des „International Journal of Psychoanalysis“ mit den folgenden Worten: "The explanatory dualism about mind and body that I am urging does not imply that mind and body are merely linguistic entities. Rather, there is a real world in which we live and with which we are in touch, some of whose characteristics require us to use the language of mind; for some events the language of body alone will do. In the development of the universe as a whole, body almost certainly came first, as I believe it does also in the development of every individual human being. But this does not mean that body, or the language of body, is metaphysically privileged. It doesn't mean that really, objectively, we are only bodies in motion, and minds only from our subjective point of view. Where would we have to be standing to make that claim? The claim that there are minds is then as much a conceptual as an empirical issue, in that no discoveries, I am suggesting, could persuade us to abandon 'mind' as fundamental to our explanatory schemes." (Cavell 2003, S. 522). Zu dem, was diese Autorin „mind“ nennt, gehört die Möglichkeit zur Wahl, die Fähigkeit zur Entscheidung und die zur vernünftigen Begründung unserer Entscheidungen – nur als Wählende und unsere Entscheidungen Begründende sind wir nämlich auch Subjekte. Wer also „mind“ aufgeben und komplett auf Neurophysiologie reduzieren wollte, würde auch Subjektivität und damit eine entscheidende Dimension des Menschlichen in der Sicht dieser hochrangigen Autorin aufgeben.

Mut zur Subjektivität – in diesem Ziel kommen sich die Argumentationen von Marcia Cavell und qualitative Untersuchungen nahe. Subjektivität aber ist nicht dasselbe wie Beliebigkeit oder Willkür, sondern subjektive Bedeutungen sollen methodisch gesichert, sie sollen nicht ausgeschlossen werden.

Wenn man sich also auf qualitative Untersuchungen einlässt, hat man es meist mit einem ziemlich komplexen Thema zu tun, mit etwas, das wir jedoch jeden Tag ziemlich umstandslos und problemlos genau so machen. Wir nehmen uns als Subjekte wahr, die unterschiedliche Entscheidungen treffen, Vorlieben haben und verschiedenartige Begründungen suchen. Qualitative Forschung will gewissermaßen rausbekommen, wie wir das machen, uns dennoch alltäglich einigermaßen zu verstehen. Sie will das Verstehen verstehen. Dazu werden in der Regel genaue Transkriptionen der Dialoge angefertigt, also aufwendige Abschriften dessen, was gesprochen, wie ein- und ausgeatmet, dass geduldig, leidend oder vorwurfsvoll geseufzt und wie raffiniert das Reden vom anderen unterbrochen wurde. Das alles hält man genau fest und untersucht es dann Schritt für Schritt.

DIE GRUPPE DER FORSCHER UND DER BEFORSCHTEN

Hier geht es nun um die qualitative Erforschung gruppenspezifischer Prozesse und mich freut, dass ich ein Buch vorstellen kann, das sich mit einem ansonsten eher vernachlässigten Bereich, der Gruppe und der Gruppentherapie, so ausführlich beschäftigt. Das Buch untersucht zwei transkribierte Trainingsgruppen einerseits mit qualitativen Methoden, andererseits mit gruppenspezifischen Konzepten und konfrontiert beide Sichtweisen, die therapeutische und die qualitative Sicht der Forschung, auf eine produktive Weise. Dabei

wird die Gruppe der Forschenden sich selbst zum Thema. In einer umgreifenden Reflexionsbewegung können die Prozesse des Verstehens auf beide Gruppen, der Teilnehmer wie der Forscher, ausgedehnt werden. Diese komplexe Denkbewegung gelingt im Ganzen überzeugend.

Gruppenprozesse lassen sich kaum studieren, indem man Studenten und Studentinnen für ein paar Stunden dabei beobachtet, wie sie irgendeine Leistung gemeinsam bewältigen und wie sich dabei Führungsrollen herausbilden und produktiv oder hinderlich bei der Aufgabenerfüllung auswirken. Überschreitet die Gruppengröße nur eine kleine Anzahl von Teilnehmern oder dauert sie länger als ein oder zwei Sitzungen, so werden die Prozesse derartig komplex, dass andere Ansätze als die Untersuchung abhängiger und unabhängiger Variablen erforderlich werden. Die experimentelle sozialpsychologische Untersuchung von Gruppen ist an diesem Problem nämlich, so stellen die Autoren in einem Literaturüberblick dar, gescheitert – und daraus könnten wir möglicherweise für die Psychotherapieforschung etwas lernen. Es gibt Alternativen:

Man muß „Step by step“ das Transkript analysieren, v.a. natürlich die Interaktion der Teilnehmer, also wie die Sprecher aufeinander Bezug nehmen. Dabei muß man freilich auch die methodisch berücksichtigen können, die nichts sagen, aber doch schweigend teilnehmen. Denn in diesem Schweigen üben sie ja nicht geringe Effekte auf die sprechenden Teilnehmer aus. Und man muß das Thema „Gruppe“ für die eigene Forschungsgruppe thematisieren können, ein Vorgang, der alteuropäisch als Reflexivität zu Tode geritten wurde, nach einigen systemtheoretischen Wiederbelebungsversuchen als Reentry jedoch munter wieder Auferstehung feiert. Was „Reentry“ ist, habe ich ja in meinen früheren Briefen schon beschrieben (PNL-5).

Die große Anzahl der Autoren, die an diesem Buch mitgearbeitet haben, läßt schon das Anspruchsvolle dieses Unternehmens ahnen. Das Ziel ist nämlich dreifach gesetzt:

- a) man möchte die Prozesse in jener Gruppe verstehen, die man beobachtet bzw. therapeutisch behandelt oder im Rahmen von Trainings moderiert;
- b) man möchte dabei die Dynamik der eigenen „Diskussionsgruppe als Ganzes“ als Untersuchungseinheit (S. 13) mit zu fassen bekommen
- c) und schließlich möchte man das grundlegende Vorhaben qualitativer Forschung mit vorantreiben, das Verstehen zu verstehen. „Die vorliegenden Einzelfallstudien thematisieren und untersuchen also nicht nur den Gegenstand ‚Gruppenprozesse‘, sondern auch das Verstehen dieser Gruppenprozesse“ (S. 14)

TANZBEWEGUNGEN AUF MEHREREN EBENEN GLEICHZEITIG

Die dabei eingesetzten methodischen Mittel müssen, bei einem so anspruchsvollen Ziel, gekonnt gehandhabt werden können. Sie müssen variantenreich genutzt und ihre Ergebnisse aufeinander beziehbar sein. Um die Ergebnisse zu sichern, hat man eigene Verfahren entwickelt, die anders sind als in der empirischen Forschung: hier geht es um Reliabilität und Validität. In der Qualitativen Forschung hingegen gibt es v.a. die Methode der Triangulierung: Man möchte Befunde aus wenigstens drei methodischen Perspektiven haben, die gleichgerichtet verlaufen, um von einem gesicherten Ergebnis sprechen zu können.

Zur Erläuterung:

Die *objektive Hermeneutik* ist ein von **Ulrich Oevermann** in Frankfurt entwickeltes Verfahren der Auswertung. Grundlegend ist die Vorstellung, dass mit jedem Redezug eine Vielzahl von Antwortmöglichkeiten geschaffen werden – Möglichkeiten! Daß eine davon dann realisiert wird, muß also auf einer – bewussten oder unbewussten – Wahl basieren, auf einer Entscheidung, die Motive des Subjekts zu entschlüsseln erlaubt. Mit der Rekonstruktion einer solchen Entscheidung trifft sich die objektive Hermeneutik mit der Argumentation von Cavell.

Die „*Grounded theory*“ wurde von **Anselm Strauss** in den USA entwickelt und basiert auf der Idee, dass Menschen beim Reden immer schon eigene Kategorien verwenden (z.B. ich bin schlecht, andere sind gut), die in diesem Reden begründet („grounded“) sind. Die „therapeutische Sichtweise“ ist die der Gruppentrainer, das wird im Text beschrieben.

Macht man Auswertungen mit drei Methoden, kann man diese „triangulierend“ einander gegenüberstellen und sehen, ob gleiche Ergebnisse resultieren. Hier gewinnt man keine statistischen, sondern inhaltliche Validierungen.

Zum Zuge kommen sorgfältige Transkriptionen von Gruppenprozessen, die anlässlich von gruppendynamischen Fortbildungen stattfanden; es handelt sich also um Trainingsgruppen, nicht um Gruppen mit Patienten. Die Transkripte werden mikroanalytisch ausgewertet mit Hilfe der objektiven Hermeneutik, wobei die Autoren ein beträchtliches Maß an Expertise erkennen lassen. Außerdem wird Bezug genommen auf Grundsätze und Haltungen der „Grounded Theory“ und schließlich werden die so gewonnenen Ergebnisse mit den Sichtweisen des jeweiligen Gruppenleiters konfrontiert. Diese drei Ansätze durchzugehen dient also der genannten Triangulierung.

Schließlich kommt etwas hinzu, was das Niveau der dreifachen Zielsetzung deutlich macht und als angeleitete Selbstanalyse beschrieben wird. Hier soll das, was sich die Gruppenteilnehmer an Erkenntnissen erarbeiten konnten mit dem, was die Forschungsgruppe findet, in Verbindung gesetzt werden. Freilich erwies sich dies als extrem schwierig, weil die Beteiligten sich naturgemäß nur schwer aus den Handlungszwängen der Gruppenleitung lösen konnten. Und die beobachteten und evaluierten jeweiligen Gruppenleiter befanden sich ja auch auf dem gruppendynamischen Prüfstand, hatten also mit potentiellen Kränkungen ihrer Professionalität umgehen zu lernen, die aus der Konfrontation mit Forschungsbefunden und aus der Überprüfungssituation stammten. Je leichter das allmählich gelang, umso leichter konnte man zu einer „Analyse der Analyse“ (17) voranschreiten. Wir sehen uns also einem Unternehmen gegenüber, das sich beständig die eigene Begriffsleiter unter den Füßen weganalisieren möchte, wenn der denkende Kopf schon über die nächste Begriffsmauer schaut. Auch wenn böse Zungen sagen würden, solche Münchhausiaden, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen, seien schon dem gleichnamigen Baron nicht geglückt, so würden qualitative Forscher mit Recht antworten: doch, im Reich von Sinn und Bedeutung geht das. Hier, in diesem Reich, geht es ja um nichts anderes als darum, über das eigene Denken nachzudenken – und warum sollte das nicht gehen? Es ist das Unternehmen der Philosophie seit einigen tausend Jahren und neuerdings taucht es als „Mentalisierung“ bei den empirischen Forschern, die von Peter Fonagy inspiriert sind, wieder auf. Das Denken des Denkens also, das kann man, wenn man es denn mal begonnen hat, in der Tat kaum stoppen...

DER INHALT DES BUCHES

Die einführenden Kapitel geben einen gut lesbaren Überblick über die Geschichte der Gruppendynamik und ihrer Bewegung in Deutschland, in Verbindung mit v.a. amerikanischen Import-Ideen. Diese geraffte Skizze mündet in ein dreidimensional skaliertes Arbeitsmodell: Es geht danach in Gruppen um Macht, um Intimität und um Zugehörigkeit. Die geringe Beachtung der letzten Dimension, so zeigt der historische Rückgriff, hatte seine Gründe in größeren kulturellen Kontexten wie der 68er Bewegung. Zugehörigkeit ist eine moderne Frage (etwa in Zusammenhängen von Vertreibung, regionalen oder nationalen Identitäten, Glaubens- und Religionszugehörigkeiten etc.), deren Relevanz dann auch in gruppendynamischen Trainings neu auftaucht. Das ist eine interessante Beobachtung. Zugehörigkeit wird dann auch in der ersten beobachteten Gruppe zu einem zentralen Thema: die Gruppe besteht zwar aus Schweizer Teilnehmern, die Trainer aber sind Deutsche. Als Trainingsgruppe ist sie aus einem Auswahlprozess hervorgegangen, wobei die Teilnehmer unter bestimmten Gesichtspunkten sowohl ihre Trainer als auch ihre übrigen Mitglieder wählen konnten. Deshalb finden naturgemäß Äußerungen wie die eines Gruppenmitglieds, in der „anderen Gruppe“ (sozusagen nebenan) fänden sich die interessanten Teilnehmer, nämlich weitere Deutsche, besondere Aufmerksamkeit sowohl der textanalytisch arbeitenden Forscher als auch der Gruppentrainer.

VERSCHACHTELUNGEN

Das dritte Kapitel beginnt dann mit einer genauen objektiv-hermeneutischen Analyse der ersten Interaktionssequenz; die einleitenden Bemerkungen der Gruppenleiterin werden sorgfältig und nachvollziehbar interpretiert, so dass man lesend etwas von der Spannung mitbekommt, mit der sie die objektiven Möglichkeiten der Antworten vorstrukturiert und

gebahnt hat. Es folgen dann Analysen der weiteren Äußerungen von Teilnehmern, es wird Bezug genommen – dem eigenen Anspruch gemäß – auf die beinahe unsichtbare, aber mit solchen Methoden erschließbare Beziehungsdynamik zwischen jüngerer Trainerin und dem erfahrenen Trainer. Und es ist angenehm, dass die Analysen in einem leserfreundlichen Format gehalten sind; nicht selten begegnet einem bei objektiv-hermeneutischen Analysen das unsägliche Missverhältnis von wenigen Worten einer Äußerung und einem Vielfachen an Seiten der Interpretation. Die Sparsamkeit der Interpretation schadet hier nicht, sie spitzt auf notwendige Aussagen zu. Diese Rücksichtnahme auf Leser wird auch von der Entscheidung gefördert, bestimmte Aspekte in Form von Exkursen zu bearbeiten. So erhält man einen genauen Eindruck über die Sitzordnung (oder über Lachen und Weinen), über deren Bedeutung und wie diese analysiert werden kann. Das ist umso wichtiger, als die Gruppe ihre Sitzordnung selbst bemerkt und äußerlich verändert – nicht aber ihre dynamische Struktur. Lediglich die *Darstellung* des Konflikts wird damit unsichtbar gemacht, nicht aber der Konflikt bearbeitet. Wie gezeigt wird, dass etwa die Bezugnahme der Männer auf die Frauen Mittel der Vermeidung des Intimitätsthemas sind, ist absolut überzeugend und öffnet dem Gruppentherapeuten neue Überlegungen – und Psychotherapieforscher könnten hier auch etwas lernen über die Verschachtelung von Bedeutungen. Eben dies Muster der Vermeidung des einen durch Darstellung des anderen findet die objektiv-hermeneutische Analyse dann auch beim Umgang mit anderen Themen. Das Thema der Zugehörigkeit verdeckt die Auseinandersetzung mit Macht und Intimität innerhalb der Gruppe selbst. Natürlich könnte man kleinere Bemerkungen zu den Details der Analyse machen. Jemand spricht davon, wie man aneinander „andocken“ könne und der Interpret meint, das sei ein Ausdruck aus der Seefahrt, wenn Schiffe zur Reparatur ins Dock gebracht wurden. Ohne die Möglichkeit dazu könnten sie untergehen (70). Diese Deutung übersieht, dass „andocken“ auch ein Begriff ist, der für das „Entladen“ von Schiffen notwendig ist, der die Vorstellung der Verbindung von Rohren mit anklingen lässt – hier gäbe es sicher noch eine weitere Reihe von Möglichkeiten, die wenigstens hätten erwogen werden können, vielleicht aber nur der Entscheidung zu sparsamer Darstellung zum Opfer gefallen sind. Auffallender und vielleicht eine Wirkung der Dynamik in der Forschergruppe ist, dass der objektiv-hermeneutische Interpret, je weiter seine Analyse voranschreitet, peu à peu in einen gruppenspezifischen Sprachmodus überwechselt. Das ist immer nur partiell, verliert sich dann wieder, könnte aber zu einer grundsätzlichen Überlegung bei solchen Analysen anregen: Wie verhält sich die therapeutische Fachsprache zur qualitativen Analyse? Ist sie Objekt oder Mittel der Beobachtung? Das ist freilich auch in anderen so komplexen Untersuchungen nicht immer geklärt, soll also hier nur als Anregung eines methodologischen Problems erwähnt werden.

KONFRONTATIONEN UND TRIANGULIERUNGEN

Interessant wird es nun, wenn die bis hier recht überzeugende objektiv-hermeneutische Analyse mit der des Gruppenleiters konfrontiert wird. Hier erwartet man als Leser nun, dass das Potential, das in der Kombination von hermeneutischer und therapeutischer Sensibilität stecken könnte, als Ressource genutzt wird. Beide, die therapeutische und die qualitativ forschende Seite könnten ihre Wahrnehmungsfähigkeiten aneinander steigern und verfeinern. Darin liegt ein nicht unerheblicher Gewinn der qualitativen Erforschung therapeutischer Prozesse. Die Erfüllung dieser Erwartung erweist sich allerdings als nicht leicht. Das angesprochene Problem, ob die therapeutische Sicht Mittel oder Objekt der Beobachtung ist, kann sich ja nur methodisch bewältigen lassen, wenn die Differenz zwischen beiden, der therapeutischen und der qualitativen Sicht, produktiv aufrecht erhalten wird. Setzt sich die eine Sicht über die andere im Sinne von „ich weiß es besser“ durch, bricht die produktive Dynamik zusammen. Der Kollaps kann dann nicht-geringe destruktive Energien entbinden, die als „Macht“ thematisiert werden müssten. Freilich sind die Bedingungen, wie ein solcher Zusammenbruch vermieden werden kann, keineswegs klar.

Als Leser war ich nun überrascht zu erfahren, dass der Gruppenleiter sich in der folgenden Weise auf die vorangegangene objektiv-hermeneutische Analyse bezieht. Einerseits wird die hermeneutische Analyse als „so aussagekräftig“ gekennzeichnet, dass „sie als Leitmotiv für dieses Kapitel dient“. Dann aber heißt es: „Ich werde in seinem Verlauf die Hypothesen und

Entwicklungsprognosen der Sequenzanalyse als roten Faden nehmen und sie am tatsächlichen Verlauf der Kursgruppe überprüfen...“ (118). Diese Feststellung eines „tatsächlichen Verlaufs“ im privilegierten Wissen des Gruppenleiters droht, das methodische Gleichgewicht aufzulösen. Freilich, auch nicht eindeutig – denn die Beispiele zeigen die Erfordernis, Kontextwissen heranzuziehen. Der Gruppenleiter weiß z.B., dass er mit seiner Co-Trainerin zu Beginn einer Sitzung sich gegenüber setzte, „um guten Blickkontakt zu haben“. Der objektive Hermeneut kann nicht wissen, dass die „später Kommenden“ (S. 129) dann die leeren Plätze erst eingenommen haben. Hier haben also die Gruppenleiter einen Prozess initiiert, den der Hermeneut der Gruppe und ihrem verdeckten Konflikt zuschreibt. Was der Gruppenleiter in seiner Analyse als privilegiertes Wissen in Anspruch nehmen kann, wäre dann methodisch von der objektiven Hermeneutik noch einzufordern, die erklärtermaßen auf Kontextwissen verzichten will.

Diese Beschränkung auf das gesprochene Wort übrigens hat sich auch in anderen, quasi-experimentellen Versuchsanordnungen bei der Analyse eines einzeltherapeutischen Gesprächs als verhängnisvoll erwiesen (Buchholz 1995). Das damalige Gespräch begann damit, dass der Patient seinem Therapeuten einen Zettel mit den Gesprächsthemen überreichte und dazu als ersten Satz auf dem Tonband und im Transkript formulierte „was mich beschäftigt“. Auf dem Video war die Überreichungsgeste deutlich zu sehen; aber Vertreter der objektiven Hermeneutik, die allein mit dem verbalen Material auszukommen meinten, konnten diesen Anfang nicht erschliessen. Diese methodische Selbstbeschränkung wird hier an ihre Grenzen geführt.

Hier aber kann der Gruppenleiter anerkennen (S. 132), dass erst die Sequenzanalyse ihm gezeigt habe, wie sehr die Gruppenleitung die Gruppe in ihren Vermeidungsstrategien unterstützte – eben durch die Vor-Wahl der Sitzordnung beispielsweise. Dem wird dann in einem weiteren Exkurs über die gruppendynamischen Paradoxien gedacht. Niemand kann dem entgehen, dass eine Gruppe, deren Aufgabe es ist, sich selbst zu untersuchen, tut, was der Staff will – also in ein autoritätshöriges Verhältnis zur Leitung gerät, das Antipode zur intendierten Selbstklärung wird. Die dabei entstehende Komplexität produziert eine Überfülle von Metaphern für den Gruppenprozess: da ist von Spirale, vom Fluß oder vom Rhythmus die Rede oder vom Überkochen, von Steuerung und Gegensteuerung und der Gruppenleiter kämpft mit der Darstellung des Geschehens unter Nutzung von Bildern und graphischen Darstellungen. Und als die Gruppe noch von einem Interviewer daraufhin befragt wird, wie sie mit dem Beobachtetwerden zurecht gekommen ist, stellt sich heraus: Beobachtetwerden war „von Anfang an etwas so Selbstverständliches und Unhinterfragtes“, „dass die Frage auf eine Art blinden Fleck in der Selbstwahrnehmung“ stieß (189). Der Interviewer stellt beinahe resignierend fest: „Es scheint fast unmöglich zu sein, den Gruppenprozeß zu beschreiben, denn egal, was man macht, auch wenn man von außen reinkommt, man beeinflusst irgendwie“ (192).

Doch immerhin lässt sich ein Resümee ziehen: die Gruppe hielt sich kaum in einer Orientierungsphase auf, entwickelte ein hohes Maß an Verteidigung ihrer Autonomie, setzt Normen, ist arbeitsfähig und kann Geheimnisse um ein Paar wahren – das alles klingt trivial, wenn man es auf diese theoretische Abstraktion hochzieht. Der Prozeß der Lektüre hingegen ist mit Leben gefüllt.

VERGLEICH MIT EINER ZWEITEN GRUPPE

Die Analyse der zweiten Gruppe setzt mit der Frage an: Welche Leitdifferenzen benutzen die Teilnehmer bei der Konstruktion ihrer (Gruppen-)Welt? Eine dieser Leitdifferenzen ist die zwischen Individuum und Kollektiv, zwischen individueller Autonomie und dem „Wir“ der Gruppe. Auch hier geht es also um Zugehörigkeit. Die Datenerhebung erfolgt hier im Interview mit der Gruppe, wobei verschiedene Ebenen unterschieden werden. Die Gruppe erhält dabei die Aufgabe, ihren Prozeß graphisch darzustellen und bezieht sich dabei auf 5 Kategorien (Wut, Trauer, Distanz, Orientierung, Macht), deren Zu- bzw. Abnahme während der Woche in Form einer kurvilinearen Darstellung gezeigt wird (S. 211). Das ist originell und bringt den Prozeß sofort zur Anschauung; und es zeigt, wie die Gruppe sich selbst beforscht. Die graphischen Korrekturen können selbst als Versuche, etwas im Prozess

Geschehenes ungeschehen zu machen, interpretiert werden (213). Breite Zitate aus den Interviews unterfüttern diese Deutung, eingeschobene Exkurse nehmen Bezug auf das Habituskonzept von Bourdieu, auf den Konfigurationsbegriff von Elias und stellen Erläuterungen bereit. Freilich findet sich erst im 16. Exkurs die Beobachtung ausdrücklich formuliert, die das ganze Buch leitet, dass Forscher bei einem so langen und ausgedehnten Kontakt zu einem Teil des Systems werden können („going native“). Aber ohne diese Nähe versteht man nicht, was man untersuchen will – und kommt aus dem Dilemma nicht heraus, man kann es nur balancieren. So hat es die Interviewerin beim zweiten Gruppeninterview leichter, weil sie schon bekannt ist, besser „andocken“ kann, aber auch schon Teil des Systems ist. Die methodische Gefahr, dass sich im Interview damit die Beziehung zwischen Gruppe und Leitung wiederholt (weil die Interviewerin als Teil der Leitung wahrgenommen wird), wird deutlich erkannt, kann aber nicht umschifft werden – wie auch? Sie, die die von der Leitung geleitete Gruppe interviewt, avanciert beinahe zu einer Supervisorin der Leitung, steht also *neben* und *über* der Leitung. Konsequenz ist es dann, wenn die Leitungsrolle selbst als Paradoxon gefasst wird, so wenig „auflösbar“ wie der Grundkonflikt in der Gruppe selbst (279). Doch das ist ein beachtliches Ergebnis, weil es in seinen konkreten klinischen Vollzügen inhaltlich im Einzelnen dargestellt wird, ohne dass ich das hier wiedergeben könnte.

NACHDENKEN ODER HANDELN? „TEACH OR TREAT?“

Ein weiteres Kapitel setzt nun an den Grunddilemmata der Gruppendynamik an, indem zwischen Reflexion und Handlung basal unterschieden wird und festgestellt werden muß, „dass jede Reflexion einer Handlung selbst wieder als Handlung mit zu reflektierenden Wirkungen angesehen werden kann“ (283). Hierauf setzt dann die ganze Hierarchie von Gruppe, Leitung, Staff, Forschern wieder ein, die alle handeln und reflektieren und sich darin nicht von ihren jeweiligen „Objekten“ unterscheiden, „da die Forschungsgruppe als weitere reflektierende Gruppe eine ähnliche Dynamik wie der Staff entwickelt“. Vielleicht also wäre es hilfreich, einmal über diese grundsätzliche Differenz nachzudenken – besteht sie eigentlich in dieser Prägnanz? Sind wir nicht vielmehr immer Denkende beim Handeln? Wer hat uns eigentlich eingeredet, dass das unterschieden werden muß? So jedenfalls fragen manche (Donald Schön 1983, Velleman 1989).

Anders gesagt: die Unterscheidung zwischen „Reflexion“ und „Handeln“ impliziert selbst wiederum eine Hierarchie, in der das Reflektieren höher steht als das Handeln. Diese Hierarchie ist partiell identisch mit der hierarchischen Anordnung von Gruppe – Leitung – Staff – wissenschaftliche Beobachter. Die je höheren erscheinen als „Reflektoren“ der je unteren, diese sind immer die beim Handeln Beobachteten. Insofern bildet das gesamte setting eine Leitdifferenz ab, die, weil sie auch so ungemein „selbstverständlich“ ist, nicht mehr analysiert werden kann. In dieser Blindheit verhält sich dann auch die Gruppe konform, die ja nicht bemerkt zu haben *scheint*, dass sie beobachtet wurde – und das kann dann kaum noch als Verleugnung interpretiert werden. Wenn man diese Differenz selbst zum Objekt einer Analyse machen wollte, müsste man sehen, dass eine Gruppe auch umgekehrt ihre Leitung beobachtet, die Leitung den Staff und insgesamt die wissenschaftlichen Beobachter beobachtet und dann könnte das, was die Gruppe tut, immer auch als eine Art derivativer Kommentar zu dem betrachtet werden, was die je höheren Ebenen tun. Kinder kommentieren in ihrem Spiel, wenn auch selten direkt, immer aber anspielend, was Eltern oder andere Autoritäten gerade tun.

Und spinnt man diesen Gedanken fort, dann müsste man darauf kommen, dass auch Patienten, die Fragebögen ausfüllen in der empirischen Forschung, ihrerseits den Therapeuten kommentieren, oder die Gruppe der Forscher und natürlich darüber zu sprechen wünschen – direkt oder indirekt, immer aber in Anspielungen. Hier könnten man auf die Idee kommen, nicht nur wir beobachten, auch wir werden beobachtet. Meist denkt man, beobachtet zu werden habe etwas mit Scham zu tun. Wieso eigentlich muten wir das dann nur unseren Patienten zu? Wenn wir uns selbst beobachten (liessen), würde es uns nicht umgekehrt menschlicher machen? Müssen wir ausschließlich eine Art von Forschung betreiben, die die unangenehmen Partien den Patienten überlässt? Man könnte dann sehen,

dass die Differenz zwischen Handeln und Reflektieren konstitutiv ist für das gruppensdynamische Arrangement, das hier untersucht wird und dass solche Differenz flüchtig Identitäten (als „Teilnehmer“, als „Forscher“) erzeugt – und gleichzeitig die verdeckende naturalistische Illusion, das alles werde ja nur „beobachtet“, während es doch durch das Forschungsarrangement „hergestellt“ wird.

Ich will damit anregen, dass die Analyse der Analyse auch diese grundlegenden Differenzen analysieren und damit auch überwinden könnte. Aber die Überlegungen zu den nachfolgenden Dilemmata, ob man die Szene oder den Inhalt interpretieren soll, eine offene oder strukturierte Gesprächssituation analysiert, bleiben überzeugend; sie haben mit methodischen Fragen *vor* der Unterscheidung zwischen Reflexion und Handeln zu tun.

DIE METAPHER BAUT DIE KOMPLIZIERTHEIT AB

Ich möchte mit einer persönlichen Bemerkung beenden. Mich freut es natürlich, wenn in einem abschließenden Kapitel über die Geste, angeregt auch durch eine Romanlektüre, nachgedacht wird und mich freut es, wenn ähnliche und damit zusammenhängende Überlegungen der Metapher (Buchholz 2003) gelten. Das schließt in der qualitativen Forschung bislang eher nur schwer zugänglich Aspekte ein und verbindet zugleich mit Aspekten der Poesie, denen diese Forschungsrichtung sich mehr schon als die empirische Forschung genähert hat. Sie ist damit ja auch der therapeutischen Praxis näher. Das Buch verbindet therapeutische und forschersche Qualitäten auf eine Weise, die Hoffnung gibt, das freudsche Junktum von Heilen und Forschen könnte, wenn auch nicht mehr in einer Person, so aber doch durch solche Kooperation auf ein neues und sinnvoll realisierbares Niveau gehoben werden. Auch das ist neben vielen anderen Aspekten ein beachtlicher Gewinn einer Arbeit, die den Gruppendynamikern und den qualitativen Forscher mit Nachdruck ans Herz gelegt sei. Die Lektüre erhellt mit Geist und sie wärmt mit Feuer.

LITERATUR

- Buchholz, M.B. (1995) Psychotherapeutische Interaktion. Qualitative Studien zu Konversation und Metapher, Geste und Plan. Westdeutscher Verlag, Opladen
- Buchholz, M.B. (2003): Metaphern der Kur. Eine qualitative Studie zum therapeutischen Prozess. Psychosozial-Verlag, Giessen
- Schön, D. (1983): The Reflective Practitioner. New York, Basic Books
- Velleman, J.D. (1989): Practical Reflection. Princeton, NJ, Princeton University Press